

Der sanftmütige Geist der Gebote  
Gottesdienst am 15. Sonntag nach Trinitatis,  
16. Sept. 2012, Nikolauskirche Satteldorf

**Orgelvorspiel: Anette Ley**

**Eingangslied: 161, 1-3 Liebster Jesu, wir sind hier**

**Trinitarisches Votum:**

*Gemeinde: Amen*

Wochenspruch:

**Alle Sorge werft auf ihn, denn er sorgt für euch. 1 Petr 5,7**

**Psalmgebet: 73 (733)**

*Gemeinde: Ehr sei dem Vater ...*

**Eingangsgebet und Stilles Gebet**

**Schriftlesung: Joh 15,9-17**

**Else Seidel**

**Lied: 295,1-3 Wohl denen, die da wandeln**

**Predigt über Gal 5,25-26; 6,1-3.7-10**

Liebe Brüder und Schwestern,

vom Weg der Gebote haben wir gerade gesungen.  
Vom Gebot Christi haben wir in der Schriftlesung soeben gehört.  
Und von Gesetz und Gebot handelt auch unser heutiger  
Predigttext.  
Bei vielen von uns stellt sich bei diesem Thema wohl ein eher  
gemischtes Gefühl ein.  
Gebot klingt nach Verbot, und damit nach Beschränkung  
von Freiheit. Davon jedoch hören wir nicht so gern.  
Jedes Kind, jeder Mensch spielt damit,  
die Grenzen des Gebotenen und Verbotenen auszuloten.  
Mit Adam und Eva hat es begonnen.  
Mit jedem Kind geht diese Geschichte der Menschheit fort.  
Kinder testen ihre Grenzen aus.  
Und auch Erwachsene schlagen zuweilen über die Strenge.  
Das Volksfest bietet dafür für manche die willkommene  
Gelegenheit.  
Die Menschheit insgesamt testet täglich ihre Grenzen aus,  
die Grenzen und Gebote der Schöpfung,  
und schlägt dabei solange über die Strenge, wie es nur geht.

Zu Geboten haben wir Menschen ein zwiespältiges Verhältnis.  
Wir suchen und brauchen sie, wie wir Grenzen suchen und brauchen. Aber wir lieben sie gewöhnlich nicht.  
Wie heilsam Gebote sind, merkt man freilich dann,  
wenn andere sie uns zum Übel überschreiten.  
Kinder fordern Gebote und Regeln ein, wenn sie von andern  
malträtiert und benachteiligt werden.  
Und wir Erwachsenen bemühen Recht und Gesetz,  
wenn wir bestohlen und betrogen werden.  
In einem Staat zu leben, in dem es kein Gesetz und keine  
Ordnung gibt, ist für uns ein Graus.  
Und wer meint, daß dies erstrebenswert sein könnte, mag sich  
nur die Länder in der Welt ansehen, in denen Recht und Gesetz  
in Auflösung sind.  
Es ist eine ständige Aufgabe unseres menschlichen  
Zusammenlebens auszuloten, wie Freiheit und Gebot  
zusammengehören und sich gegenseitig bedingen.  
Das ist im modernen Rechtsstaat so,  
und das war in den christlichen Urgemeinden so,  
die ihren Weg als christliche Gemeinden in ihrer heidnischen  
und jüdischen Umwelt erst finden mußten.  
Was bedeutet christliche Freiheit im Geiste des Liebesgebotes  
und was bedeutet es nicht?

Im Brief an die Galater behandelt Paulus genau diese Frage.

Der Brief ist darin von scharfer Ermahnung geprägt.  
Paulus macht sich Sorgen, er ist enttäuscht, ja zornig.  
Denn die Gemeinde steht in Gefahr, den evangelischen  
Geist, den sie einst so freudig ergriffen hatte, wieder zu  
verkehren. Statt den geraden Kurs zu halten und dem Geist der  
Liebe Christi nachzuleben, schwankt man zwischen zwei  
Extremen:

Auf der einen Seite neigt man dazu, aus der neu gewonnenen  
Freiheit wieder ein Regelwerk der Gesetzlichkeit zu machen.  
Die alten Traditionen und Rituale der jüdischen  
Glaubensväter werden wieder ausgekramt  
und zur Bedingung für alle erklärt: Beschneidung,  
Speisegesetze, Reinheitsgebote.  
Ein neues Pharisäertum macht sich breit.  
Man ist selbstgefällig und überheblich gegenüber  
denen, die sich etwas zuschulden kommen lassen.  
Man vergleicht sich gern mit andern  
und kommt selber gut dabei weg.  
Aus dem ständigen Vergleichen entsteht Neid  
und der Wunsch, sich hervorzutun und abzuheben.  
Es gibt da die andern, die nicht gut genug sind,  
die keine rechten, frommen Christen sind.  
Und weil man selber scheinbar frömmer ist,  
nimmt man sich das Recht heraus, hartherzig zu richten.

Paulus, den es erschreckt, wie man seine Predigt vom Gesetz Christi so ins Gegenteil verkehren kann, hält ihnen entgegen, daß dieses Gesetz ein Gesetz der Liebe und Versöhnung ist:

Wenn wir im Geist leben, so laßt uns auch im Geist wandeln.  
Laßt uns nicht nach eitler Ehre trachten,  
einander nicht herausfordern und beneiden.  
Liebe Brüder, wenn ein Mensch etwa  
von einer Verfehlung ereilt wird,  
so helfe ihm wieder zurecht mit sanftmütigem Geist,  
ihr, die ihr geistlich seid;  
und sieh auf dich selbst, daß du nicht auch versucht werdest.  
Einer trage des andern Last,  
so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen.  
Denn wenn jemand meint, er sei etwas,  
obwohl er doch nichts ist, der betrügt sich selbst.

Neben der Gesetzlichkeit lauert in den Herzen der galatischen Christen aber auf der anderen Seite auch noch eine ganz andere Gefahr: die Gefahr, ihre evangelische Freiheit als Laizerfaire und Libertinismus mißzuverstehen. Darin macht es sich der Glaube bequem und spricht: Wenn es nicht die Werke des Gesetzes sind, die uns

rechtfertigen, sondern Christus allein, dann müssen wir es es mit den Werken ja auch nicht allzu genau nehmen. Wir kommen eh in den Himmel. Ja, manche meinen, sie stehen schon mit einem Fuß drin.

Paulus, den es graust, wie man seine Predigt von der Rechtfertigung allein aus Glauben so mißverstehen und verdrehen kann, ruft den Libertinisten warnend zu:

Irret euch nicht! Gott läßt sich nicht spotten.  
Denn was der Mensch sät, das wird er ernten.  
Wer auf sein Fleisch sät,  
der wird von dem Fleisch das Verderben ernten;  
wer aber auf den Geist sät, der wird von dem Geist  
das ewige Leben ernten.  
Laßt uns aber Gutes tun und nicht müde werden;  
denn zu seiner Zeit werden wir auch ernten,  
wenn wir nicht nachlassen.

Zwei Weisen in Galatien, das Gebot Christi mißzuverstehen und die evangelische Freiheit wieder in Unfreiheit zu verkehren: Gesetzlichkeit und Pharisäertum auf der einen Seite, auf der anderen Seite Schlendrian und Laizerfaire. Und mir scheint: Galatien ist überall! Sind das nicht genau die beiden Formen des Christentums,

die auch unter uns an allen Ecken lauern?

Ich will Ihnen davon erzählen, in welchen Formen mir selbst der christliche Glaube als Kind erstmals entgegengetreten ist:

Ich bin in einem 300-Seelen Dorf aufgewachsen, in dem die Kirche zwar noch im Dorf stand, aber längst an den Rand des dörflichen Lebens geraten ist.

Einen Kindergarten hatte man bei uns damals noch nicht.

Aber es gab eine Diakonisse, die diese Aufgabe erfüllte und bei der ich zusammen mit vielen andern Kindern im Dorf meine Vorschulzeit verbracht habe.

Die Schwester war eine schlanke, hagere Frau mit steif gestärkter Schwesternhaube.

Immer korrekt gekleidet, in dunkelblau-weiß.

Mit strengen, klaren wasserblauen Augen.

Dieser Diakonisse verdanke ich viel.

Ohne sie stünde ich wahrscheinlich nicht hier.

Ich habe von ihr viele biblische Geschichten kennengelernt.

Bei ihr wurde gemeinsam gebetet und gesungen.

An Ostern und Weihnachten wurden kleine christliche Sing- und Schauspiele aufgeführt.

Es gab eine überschaubare nachvollziehbare Ordnung und viel von Christus zu hören.

All das war mir wertvoll und lieb.

Und es ist mir wertvoll und lieb geblieben bis heute.

Zugleich aber habe ich in ihrem Haus auch eine christliche Lebensform kennengelernt, die mich bis heute tief befremdet und die mir eine echte Anfechtung ist:

Ich sehe die Schwester noch immer vor mir mit ihrem streng erhobenen Zeigefinger.

Es war in ihrer Wohnung stets irgendwie dunkler, enger und freudloser als daheim.

Der ganze Tagesablauf war in ein festes Regelwerk von Geboten gegossen. Aber gerecht ging es deshalb trotzdem nicht zu.

Stets gab es Bevorzugte und Lieblingskinder

wie im Märchen von Goldmarie und Pechmarie.

So eng wie das Häuschen, in dem sie lebte,

war der Horizont des Glaubens, den sie uns vorgegeben hat.

Eine unverhohlene Leibfeindlichkeit bestimmte viele Verbote:

Es gab einen Wettlauf um die Reinlichkeit.

Alles, was mit dem Körper zu tun hatte und was er ausschied, war mit dem Makel des Abstoßenden behaftet.

Wer sich aus Übelkeit übergeben mußte, erhielt

die Anweisung, das Erbrochene erneut zu schlucken.

Jeden Morgen hörte die Schwester im Radio die Andacht und las im Anschluß daran das Tagesblatt ihres christlichen Kalenders zur Erbauung.

In der Kirche unseres Dorfes jedoch sah ich sie nie.

Sie ist weder am Sonntag noch an Festtagen dorthin gegangen.  
Der Gottesdienst war ihr offenbar nicht fromm genug.  
Vor allem an Weihnachten erwartete sie vielmehr,  
daß wir zu ihr in die heimische Stube pilgerten, um vor ihrer  
Krippe die echte Weihnachtsweihe zu empfangen.  
Nun, ihre Krippe war in der Tat wunderschön!  
Aber die wunderliche Absonderung ihres Glaubens habe ich  
schon als Kind und auch später nicht recht verstanden.  
Wie sie so isoliert von der Gemeinschaft der Glaubenden ganz  
abgesondert leben konnte in frommer Selbstgenügsamkeit!?

Gewiß, es war mit der gelebten Frömmigkeit in meinem  
Heimatsdorf nicht allzu weit her.  
Der seltene Kirchgang war für die meisten wohl eher Folklore.  
Im Alltag überwog das evangelische Laizerfaire.  
Es gab außerhalb der Kirche nichts oder nicht viel,  
woran man hätte erkennen können, daß man hier in einem  
evangelischen Dorf lebte.  
Ich weiß nicht, warum eine Frau wie die Schwester,  
für die der christliche Glaube so existentiell wichtig war,  
in einem so gottvergessenen Dorf überhaupt leben wollte.  
Warum war sie nicht in ihrer Schwesternkommunität geblieben?  
Waren wir etwa Missionsgebiet für sie? Ich glaube,  
sie betrachtete uns in der Tat als ihre kleinen Heidenkinder.  
Und vielleicht ist das der Grund, warum ich mich selbst

als ein solches Heidenkind angesehen habe,  
obwohl ich mit zwei Monaten getauft worden war  
und an Jesus mein Kinderherz hing.  
Gemessen an den Ansprüchen und Gesetzen der Schwester  
freilich bin ich ein Heidenkind geblieben.  
Denn diesen Regeln fügte ich mich nicht.  
Ich habe weder die Ungerechtigkeiten  
noch das Erbrochene dauerhaft schlucken wollen.

Vielleicht war das der Grund, warum ich später  
in einem anderen freieren Geist mich aufmachte,  
um Theologie zu studieren. Weil ich nachforschen wollte,  
ob es mit diesem Christentum nicht doch noch etwas ganz  
anderes auf sich hat.  
Denn Christus selbst war mir ja lieb geworden.  
Aber den pharisäischen Geist, in dem ich ihm erstmals  
begegnete, habe ich mit den Jahren mit Freuden abgelegt!  
Seitdem habe ich immer tiefer verstehen gelernt,  
was es heißt, so wie Luther es tat, den Glauben  
in seiner evangelischen Freiheit zu entdecken.  
Seitdem habe ich immer gewisser begriffen,  
daß ich meinen Glauben nicht im stillen Kämmerlein leben will.  
Sondern daß es für mich nichts Schöneres gibt, als in der  
Gemeinschaft von Brüdern und Schwestern Gott zu loben und  
Gottesdienst zu feiern.

Aus eigener Erfahrung weiß ich daher,  
daß es genau die beiden Fehlformen des Christentums gibt,  
die Paulus im Galaterbrief aufgezeigt hat:  
Gesetzlichkeit und Laizerfaire,  
eine zu große Enge der Frömmigkeit  
und eine laxer Unverbindlichkeit in Glaubensdingen.  
Zwischen beiden Extremen suchen wir den rechten Kurs.  
Wie Skylla und Charybdis lauern sie auf dem Weg des  
Glaubens. Galatien ist überall!  
Wie kommt es aber, daß wir für beide Gefahren so anfällig sind?  
Wie kommt es, daß wir Christen im Glauben schnell dazu  
neigen, entweder zu weltlich lasch und lax  
oder zu gesetzlich, selbstgefällig und arrogant zu werden?  
In unserem Predigttext nennt Paulus als Grund dafür die  
Fleischlichkeit. Er meint damit den alten Menschen,  
den alten Adam, die alte Eva,  
die immer noch tief in uns verwurzelt ist –  
mit der Ehrsucht, der Eitelkeit und dem Geltungsdrang,  
der in der Welt soviel gilt.  
Mit der Bequemlichkeit und gierigen Sinneslust,  
die uns immer noch so verlockend erscheint,  
als läge darin das Glück des Lebens.

Und Paulus nennt auch bereits den Schlüssel dafür,

wie wir über diese alte unguete Leben in uns  
hinausschreiten können:  
indem wir uns an den Geist der Liebe Christi halten,  
der ein Geist der Sanftmut ist.  
Mit sanftmütiger Stimme ruft uns Christus  
aus dem alten Leben heraus  
und in ein neues Leben der Freiheit hinein.  
Mit sanftmütigen Worten bringt er unser Leben zurecht.  
In einem sanftmütigen Geist sollen darum auch wir  
den Verfehlungen Anderer zurechthelfen, fordert Paulus.  
Sanftmütig und gütig mögen wir aber nicht zuletzt  
auch mit uns selber sein. Denn auch das kann ja geschehen:  
Daß wir zwar großzügig und weitherzig gegenüber anderen sind,  
aber streng und gesetzlich mit uns selber zu Gerichte ziehen.

Es ist diese Sanftmut und Güte,  
die unserem Glauben die Weite schenkt.  
Ohne sie bleibt der Glaube engherzig und abgeschottet.  
Ohne Sanftmut zieht der Glaube schnell über sich  
und andere zu Gericht.  
Die Sanftmut dagegen verleiht dem Glauben ein festes,  
aber fröhliches Gesicht.  
Sanftmut – das ist:

Ein sanfter Mut.

Ein sanftes Gemüt.

Ein Gemüt, das zuversichtlich ist.  
Ein Mut, der kein Übermut ist, sondern sein rechtes Maß  
und seine rechten Grenzen kennt.  
Gebe Gott, daß unser Glaube mit den Jahren immer mehr  
in dieser echten Sanftmut wächst!  
Amen

**Musikstück: Eduard Wacker**

**Vorstellung Andreas Osso**

**Musikstück: Eduard Wacker**

**Fürbittengebet**

**Vaterunser**

**Schlußlied: 609, 1-3 Dass du mich einstimmen lässt in deinen  
Jubel**

**Abkündigungen**

**Segen**

*Gemeinde singt: Amen, Amen, Amen*

**Friedensbitte: 421 Verleih uns Frieden gnädiglich**

**Orgelnachspiel**